

Wissenschaftsjournalismus in Zeiten (fast) unbegrenzter Informationen

Der Wissenschaftsjournalismus ist im Wandel begriffen. In den Zeitungen dominierten früher wöchentliche Wissensbeilagen (NZZ Forschung und Technik, FAZ Natur und Wissenschaft), in denen eine recht wissenschaftsnahe Berichterstattung gepflegt wurde. Der Wissenschaftsjournalist sah seine Aufgabe vor allem in der Vermittlung von Wissen.

Seit Ende der 1990er Jahre hat sich einiges verändert. Immer mehr Themen aus der Wissenschaft haben politische und gesellschaftliche Implikationen (Klonen, Stammzellen, Klimawandel). Das hat zu dem Wunsch geführt, diese Themen stärker in anderen Ressorts (Politik, Wirtschaft, Feuilleton) zu verankern. Die Wissenschaftsberichterstattung ist dadurch wesentlich breiter und vor allem auch kritischer geworden. Dieser Wandel wurde von den Zeitungen durch eine moderate Aufstockung des Personals und durch veränderte Organisationsstrukturen gefördert. Das Ziel bestand darin, die Wissenschaftsjournalisten aus ihrer Nische herauszuholen und sie stärker mit dem Rest der Zeitung zu vernetzen.

Der Erfolg dieser Bemühungen lässt sich mit Zahlen belegen:

Laut einer deutschen Studie hat die Wissenschafts-Berichterstattung zwischen 2003 und 2006 in Qualitätszeitungen um 48 Prozent zugenommen. Diese Zunahme war vor allem darauf zurückzuführen, dass ausserhalb der Wissensseiten fast dreimal so viel Artikel mit wissenschaftlichem Bezug erschienen. Inzwischen schaffen es Wissenschaftsthemen sogar regelmässig auf die Frontpage von Zeitungen.

Diese positive Entwicklung ist in den letzten Jahren jedoch durch eine andere überlagert worden. Die Finanzkrise hat die Medien, vor allem aber die Zeitungen, hart getroffen. In den letzten Jahren sind überall Journalisten entlassen worden. Die grossen Zeitungen leisten sich zwar immer noch eine Wissenschaftsredaktion. Die muss aber (wie auch die anderen Ressorts) mit weniger Personal auskommen. Kleinere Zeitungen haben ihre Wissenschaftsredaktionen ganz aufgelöst.

Hinzu kommt eine strukturelle Krise: Immer mehr Leser und Anzeigen wandern ins Internet oder zu Gratiszeitungen ab. Die Zeitungen reagieren darauf, indem sie ihre Online-Berichterstattung ausbauen, in der Hoffnung, irgendwann einmal damit Geld zu verdienen. Nur die wenigsten Zeitungen können es sich allerdings leisten, Online-Redakteure mit einem wissenschaftlichen Hintergrund anzustellen. Das Zauberwort in dieser Situation heisst Crossmedialität. Für den Journalisten heisst das, dass er sein Wissen möglichst mehrfach verwerten soll. Neben dem Schreiben von Artikeln und Kommentaren für die Zeitung soll er auch noch Online-gerechte Produkte (z.B. Blogs) anbieten. Die angespannte personelle Situation verschärft sich dadurch noch: Immer weniger Journalisten sollen immer mehr machen.

Im Endeffekt führt das zu einer schleichenden Erosion der Qualität. Der Journalist hat immer weniger Zeit, Themen zu bewerten, einzuordnen und kritisch zu hinterfragen. Um den Aufwand knapp zu halten, kommen immer öfter „leichte“ Themen ins Blatt, die sich schnell recherchieren lassen. Zudem wächst die Tendenz, Pressemitteilungen oder Agenturmeldungen unverändert zu übernehmen. Auch bei anderen Medien wird schamlos abgeschrieben. Das Resultat: Man bekommt überall den gleichen Einheitsbrei vorgesetzt. Das ist vor allem bei der Online-Berichterstattung der Zeitungen zu beobachten.

Gefördert wird diese Entwicklung durch die Professionalisierung der PR. Während die Zeitungen Stellen abbauen mussten, haben die Öffentlichkeitsabteilungen von Universitäten und Unternehmen ihr Personal in den letzten Jahren aufgestockt. Die PR-Arbeit ist dadurch besser geworden und kann praktisch pfannenfertige Produkte inklusive Bild oder Video liefern. Die Versuchung, das 1:1 zu übernehmen, ist gross.

Diese Entwicklung ist nicht nur für den Wissenschaftsjournalismus bedrohlich. Auch die Wissenschaft sollte kein Interesse daran haben, dass die unkritische Berichterstattung über ihre Forschung langsam die Oberhand gewinnt. Tatsächlich suchen Wissenschaftler und ihre Institutionen inzwischen immer öfter den direkten Draht zur Öffentlichkeit (oder zumindest Teilen davon) und treten damit in Konkurrenz zu den schwächeren Medien. Das Internet macht's möglich. Das kann beispielsweise über journalistisch aufgemachte Webzeitung wie ETH Life geschehen, oder indem sich Forscher in einem Blog über die eigene Forschung oder die ihrer Kollegen äussern. Auch Twitter, Facebook und andere soziale Netzwerke sind bei Forschern heute keine Fremdwörter mehr.

Das Resultat: Es gab noch nie so viel Informationen über Wissenschaft wie heute – und das sogar kostenlos. Wer sucht, der findet, auch ohne Zeitungen und andere klassische Medien.

Dennoch stellen sich einige Fragen: Die Reichweite der Informationen ist begrenzt. Längst nicht jeder hat die Zeit und die Fähigkeiten, den Informations-Dschungel zu durchforsten. Zudem ist die Qualität der im Internet zu findenden Informationen sehr heterogen und die Relevanz oft fragwürdig. Neben hervorragenden Analysen findet man dort Belangloses und bewusste Falschinformationen, die grossen Schaden anrichten können (z.B. die unqualifizierten Angriffe auf die Klimaforschung in diesem Jahr). Selbst die Blogs von Forschern bürgen nicht immer für Qualität. Man schaue sich nur einmal an, wie oft dort in den letzten Jahren eine mögliche Entdeckung des Higgs-Teilchens angekündigt wurde.

Ganz so aussichtslos ist die Situation für die Medien/Zeitungen also gar nicht. Wenn sie es richtig anstellen, können sie dem Leser durchaus einen Mehrwert anbieten, für den es sich zu zahlen lohnt. Dazu müssen sie aus dem Überangebot an Informationen eine relevante Auswahl treffen. Sie müssen sich kritisch mit diesen Themen auseinandersetzen, damit der Leser sie richtig einordnen und bewerten kann. Vor allem aber müssen die Medien für gleichbleibende Qualität sorgen, damit sowohl Leser als auch Forscher Vertrauen fassen.

Die digitalen Medien können dem Wissenschaftsjournalisten dabei helfen, diese Anforderungen zu erfüllen. So gibt es heute sehr viel mehr Quellen, bei denen sich der Journalist Anregungen für einen Artikel holen kann. Auch bei der Einordnung der Themen kann das Internet sehr hilfreich sein, sei es durch die Konsultierung von Blogs oder die Teilnahme an Diskussionsforen.

Bisher werden diese Möglichkeiten von Journalisten jedoch nur zaghaft genutzt, wie eine Umfrage unter 500 Wissenschaftsjournalisten zeigt, die „Nature“ vergangenes Jahr gemacht hat. Demnach sind Pressemitteilungen, Konferenzen und Wissenschaftsjournale wie „Science“ oder „Nature“ nach wie vor die am meisten genutzten Quellen.